

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1912

263 (25.9.1912) 2. Blatt

Literarische Rundschau.

Goethes und Heines „Faust“ in neuer Gestalt.

A. Der Hyperion-Verlag Hans von Weber in München erweitert seinen Verlagsbereich durch ein neues Unternehmen, das uns unvergänglichem Gut der Weltliteratur in einer monumentalen, allen Gesetzen der Gediegenheit und Schönheit genügenden Ausstattung zugänglich machen soll: die Hyperiondrucke. Als erster Druck ist Goethes „Faust I. Teil“ erschienen. In einer edlen und reinen, dabei aber durchaus eigenartigen Antiqua (Schrift Fleischmann) von der altberühmten Offizin Joh. Genschede in Zonen in Haarlem auf starkem, weissem Papier gedruckt, eröffnet diese Ausgabe das neue Unternehmen in der glücklichsten Weise. Daß man das größte und tiefste Dichtwerk der Deutschen zu dieser Eröffnung wählte, macht uns die freudige Anerkennung für das Ganze umso leichter. Die Ausstattung des Buches ist des Inhalts würdig. Wir besitzen mehrere wertvolle Ausgaben des „Faust“, die von den Ervingen moderner Buchkunst ein hohes Lied singen. Und doch können sie sich, was die klassische Schönheit der Ausstattung anbelangt, mit diesem Hyperiondruck kaum messen: er ist das Ideal einer auf dem Prinzip der Vermählung von höchster gewerblicher Exaktheit und reinster Ästhetik aufgebauten Buchkunst. Ohne alle Illustration, ohne alle Bignetten- und Leistenornamentik wirken hier Papier, Schrift, Druck und Einband in edelster Vollkommenheit, in sinnvollster Anordnung, in vornehmster Gediegenheit. Und das Ergebnis dieser technischen Vollendung ist die künstlerische Schönheit, deren Stil hier der klassische ist. Auch die Wahl der Antiquaschrift (statt Fraktur) bestärkt diesen Eindruck des Klassischen. Die Frage, ob Fraktur oder Antiqua, ist angesichts dieser reinen, schönen Lösung einer buchhändlerischen Aufgabe ersten Ranges für mich von nebensächlicher Bedeutung. Das sind Streitfragen, die heutzutage doch wohl mit vielzuviel Eifer erörtert werden. Jeder vernünftige Mensch von Geschmack wird zugeben, daß ein Druckwerk sowohl in Antiqua, wie in Fraktur vollendet schön sein kann. Es kommt eben nur darauf an, daß es auf Grund der vollkommenen Harmonie der einzelnen Teile in uns den Eindruck des schlechthin Schönen erweckt. Und das ist hier der Fall! Die Hyperiondrucke, denen zum Besten der Literatur und zum Besten der Kunst und des Buchgewerbes ein erfreulicher Fortgang zu wünschen ist, werden als ein edles Geschenkwerk auch den Weihnachtskäufer interessieren.

Das gleiche gilt von dem zweiten hier zu besprechenden Werk, das ebenfalls eine gelungene Neuauflage, wenn auch in jeder Hinsicht ganz anders geartet, darstellt. Es handelt sich um Heinrich Heines weniger gefehte Arbeit „Der Doktor Faust. Ein Tanzpoem“ (Verlag Morane und Schöffel in Berlin). Seine hat diesen andern Faust als Ballett für den Direktor des Theaters Ihrer Majestät in London geschrieben. Doch wurde es nicht aufgeführt. Das Werk ist gewissermaßen ein Extrakt aus den zahlreichen bekannten Faustsagen und Faustdichtungen. Der Teufel tritt in ihm als Dame mit dem Namen Mephistophela auf, und Faust wird im letzten der fünf Akte auf offener Bühne vom Gang zum Traualtar gerissen, um geradewegs in den Rachen der Hölle zu spazieren. Vorher spielen die obligaten Liebchastan Fausts: mit einer Serzegin, die in Wahrheit eine dem obersten Satanas verführerische Zauberin ist, mit Selena und mit einem Bürgermeisterstochterlein, der er sich anzugetrauen denkt. Obwohl nur ein Libretto bzw. ein Text zu Vorgängen auf der Bühne, ist das Werk ein echter Heine: grandios komponiert, packend in der Sprache und sehr fein auf starke Effekte berechnet. In dieser Dichtung gehören naturnotwendig Illustrationen. J. von Döbely hat sie gezeichnet, und zwar außer Bignetten und kleineren Bildern fünf größere Gemälde. Sie befunden alle ein beachtliches, originelles Talent. Außerordentlich fein und lebendig in den Linien, zeugen sie von völliger geistiger Beherrschung des Rhemas und kraftvoller freiwaltender Phantasie. So ergibt sich im ganzen eine erfreuliche Lösung: ohne Zwang paßt sich die Illustration dem Gang der Handlung an und wird zum unentbehrlichen Begleiter des Buches. Die für die Zeichnungen verwandten Farben sind grell und mit raffiniertem Geschick verteilt. So wirkt jede Zeichnung unheimlich und grauig, daneben aber dank der graziosen Linienführung doch auch wieder amüßig, ja fast schalkhaft. Mikraten ist nur ein Gemälde, das die Szenen am Aphroditentempel darstellt; hier ist die Phantasie des Künstlers offenbar erlahmt, und auch sein Sinn für Farbensymphonie abhanden gekommen. Abgesehen davon, offenbart sich in der ganzen Arbeit ein temperamentvoller Künstler mit erfreulicher Eigenart. Die Ausstattung des Buches ist glänzend; sie stellt dem jungen Verlage, der sich u. a. die Pflege Heines zur besonderen Aufgabe gemacht hat, das beste Zeugnis aus. Papier, Schrift und Druck sind untadelhaft, der Einband (gelbe Seide, Pergamentrückende mit Titel in Gold) sehr apart. Dem Werk sind die einleitende Bemerkung

und die für das Verständnis des Spät- und Geistesmilieus wichtigen Erläuterungen Heinrich Heines beigegeben. Lose beigelegt (als kleines Sonderheftchen) ist auch ein dankenswertes literarhistorisches Nachwort von Wendriner.

Der Erzähler Joseph Aug. Zug.

Joseph Aug. Zug hat mehr vom Lyriker in sich als vom Erzähler. Straffheit und Konzentration der Handlung, ein rasches Aufeinanderfolgen der Ereignisse sucht man in seinen Büchern vergebens; seine Stärke liegt auf anderem Gebiet. Eine warmherzige, zu Reflexion und psychologischer Fergliederung hinneigende Poetennatur, weiß er heimliche Fäden aufzuspüren, Symptombildern von Zeit und Umgebung seiner Helden einzufangen, die anderen, an sich vielleicht mit größerer Gestaltungskraft Begabten entgegen. In jeder Zeile, die er schreibt, liegt Stimmung. Ein großer Reichtum des Gemüts, eine eigenartige Parteilichkeit der Charakterzeichnung und eine leise, weltflüchtige Melancholie sind die Kennzeichen seiner Schreibart. Dem Gang seiner Helden zu Grübeleien und Resignation fehlt das Gegengewicht in Gestalt des Frohsinns; Zug kennt das befreiende Lachen noch nicht, durch das z. B. Raabe, mit dessen Art er sonst gewisse Ähnlichkeit hat, seine Werke durchsonnt. Daß ihm der Humor nicht auf die Dauer fremd bleiben wird, verbürgt indessen sein jüngstes, in diesem Jahre bei Richard Bong in Berlin erschienenes Werk: „Grillparzers Liebesroman“, das die Liebe des größten österreichischen Dichters zu Kathi Fröhlich, seiner „ewigen Braut“, zum Gegenstand hat und den Liebes- und Dichterfrühling der lang- und klangfreudigen Wiener Zwanzigerjahre des vorigen Jahrhunderts vor der Seele des Lesers lebhaftig erleben läßt. Der gesamte Wiener Freundeskreis: Grillparzer, Bauernfeld, Schwind und der traumselig durchs Leben wandelnde Schubert, treten in der Erzählung auf, die auch an Beethovens Sterbeseufzer führt. Daß der Dichter sich nicht durchweg an Tatsachen hält, sondern mit Personen, Daten und Ereignissen schaltet, wie das Gelebe der poetischen Gerechtigkeit es ihm diktiert, kann ihm nicht übergenommen werden. Er selber sagt in seinem Vorwort, daß ihm „wichtiger als die überlieferte chronische Folge die psychologische Wahrheit“ diene, die zugleich im geistigen Sinn die historische Wahrheit enthält und wie alle Geschichte eine persönliche Schöpfung ist. Daten sind Rohstoffe und an sich tot. Gestalt und Leben empfangen sie nur durch die persönliche Zeugenschaft. Wer also den Liebes- und Dichterfrühling dieser zwanzig Jahre innerlich erlebt und als Zeitgenosse sagen kann, wie er ihn sieht, der ist trotz der zeitlichen Ferne gewissermaßen dabei gewesen, und darauf kommt es an“. Zug hat in der Tat die zeitliche Ferne überbrückt; kein Augenzeuge hätte jene Tage mit größerer innerer Wahrhaftigkeit schildern können. Sein Osterreichtum ermöglichte es dem Dichter, sich völlig in das Leben zu versenken, aus dem er einen prächtigen Ausschnitt gibt. Seine Kunst der Charakterzeichnung, sein Stilgefühl und die Leichtigkeit seiner Diktion machen die Lektüre des Buches zu einem ästhetischen Genuß, der dadurch kaum beeinträchtigt wird, daß einzelne Charaktere der Handlung, vom Standpunkt der Geschichte aus betrachtet, mit gar zu idealen Farben gemalt sind.

Auch der im Jahr 1910 im Verlag von Carl Reißner, Dresden, erschienene Roman „Amfel Gabesam“ spielt in Alt-Wien. Er schildert den Werdegang eines einsamen, Amfel Gabesam ist das Kind armer Leute, dessen Armut und die Not und dessen Gespielen die Sorge heißt. In traurigen Tiefen wächst er auf, schwer leidet er unter der Bosheit des Schicksals; doch die Gabe reger Phantasie, tiefster Sehnen nach Schönheit und Wissen, der scheinbare Wunsch, zum Lehrer und Dichter zu werden, bewahrt ihn vor dem Untergang und führt den Träumer schließlich dem dunkel geahnten Ziel entgegen, wenn auch auf ungewöhnlichen Bahnen, nach mancher Irrung und mancher verpassten Gelegenheit. Seltenerweise verliert sich der Schluß des Buches, das im übrigen zahlreiche Schönheiten birgt, in etwas unklaren Andeutungen und spitzfindig wirkenden Reflexionen, die keine rechte Befriedigung auskommen lassen.

Von anderer Art ist das ebenfalls im Jahre 1910 herausgekommene, von Schuster u. Loeffler, Berlin u. Leipzig, verlegte Lyrische Werk „Chevalier Plaubarts Liebesgarten“. Obwohl als Roman bezeichnet, ist es nicht eigentlich ein solcher, sondern mehr eine allegorisch-phantastische Phantasie mit dem Grundgedanken der Liebe als Schuld und Sühne, ein symbolistisch-sufthafes Traumbild, dessen tiefen Sinn zu erfassen nur dem geschulten Leser gelingt, der freilich umso größeren Genuß daraus schöpft. Wenn in der Tat die gute Bücher jene sind, die sich an den kleinsten Leserkreis wenden, dann umfaßt die Zahl dieser ausgewählten Werke auch die Geschichte von Chevalier Plaubarts Liebesgarten mit seinen sieben Leichensteinen, aus deren Inschriften die heisse Phantasie des Träumers Felician sich ihre herausragende Nahrung holt. Auf jeden Fall verdient das Buch das hohe Interesse gereifter Leser.

Neue Novellenliteratur.

Zimmer von neuem ist die erfreuliche Feststellung zu machen, daß das allgemeine Niveau unserer zeitgenössischen erzählenden Literatur ein sehr hohes ist. Wir wüßten eine lange Reihe von modernen Erzählern zu nennen, die mit der Feinheit ihrer inneren Kultur, mit der Anmut und Ruhe ihrer stilistischen Form und der Kraft ihrer Erfindungsgabe die Produktion im Ausgang des vorigen Jahrhunderts beschämen. Und dabei ist schon wieder so viel junger Nachwuchs mit gleich hochstehenden Arbeiten im Anrücken, daß wir Deutsche fürwahr auf unsere Literatur stolz sein können. Auch der letzte Rest fremder, namentlich französischer und nordischer Überlegenheit, nämlich der durchgebildete Stil, ist verschwunden: unsere guten Erzähler schreiben heute eine so reine und elegante Prosa, daß man ihr mit Vorbildern, wie Maupassant oder Zola nichts mehr zu sagen hat. Befruchtet wird diese Erzählungskunst, und namentlich ihr Stil, in der Hauptsache von den beiden großen Meistern Goethe und Gottfr. Keller. Dieser befruchtete Einfluß ist aber auch daraus schuld, daß das Bild auch eine, wenn auch einzige Nebenrolle hat: die fast zu große stilistische Abhängigkeit von jenen Meistern. Man kann sonach nicht ohne Grund von einer Epigonenkunst sprechen, die allerdings an sich auf außerordentlicher Kulturhöhe steht.

Im Folgenden sei kurz auf einzelne junge Novellisten hingewiesen, die der soeben geschilderten Art beizuzählen sind. Da ist zunächst — die Reihenfolge soll aber keine Rangordnung bedeuten — Robert Schwerdtfeger mit seinen „Sechs Novellen“ (Rütten und Loening, Frankfurt a. M.), ein Schriftsteller, von dem sicherlich noch Ausgezeichnetes zu erwarten ist. Er besitzt viel Phantasie, daneben den ruhigen, stillen Ernst einer gefestigten Lebensanschauung bemerkenswerten psychologischen Scharf- und Spürsinn, der auch vor dem Abnormen nicht zurückschreckt, und jene Vorzüge eines gepflegten, kulturvollen Stils. Wertlos ist keine der sechs Arbeiten, am interessantesten die erste „Ein galantes Abenteuer“, das übrigens gar keins ist, sondern eine ernste Frage aus dem Reiche der Beziehungen von Weib und Mann behandelt. Am glänzendsten erzählt ist die groteske Geschichte vom Marquis Galonne, dem komischen Liebhaber. — Hermann Kesser hat im gleichen Verlage zwei Erzählungen erscheinen lassen, von denen die erste „Lukas Langkoller“ die abenteuerlichen Erlebnisse und den Untergang eines schweizerischen Studenten in den Strudeln der Bartholomäusnacht schildert. Auch hier begegnet uns eine anschaulich packende Art des Erzählens, die zu Hoffnungen berechtigt.

Karl Federn, der bekannte Übersetzer und Herausgeber alter bedeutender Memoirenliteratur, veröffentlicht bei Georg Müller in München Hundert Novellen, deren erster Band den Titel „Masken und Opfer“ führt. Die siebzehn Stücke dieses Bandes sind nicht alle gleichwertig; misßen möchte man allerdings keins von ihnen, da in ihnen allen ein eigener Ton weiser Lebenserfahrung und nachdenklicher Philosophie erklingt. Federns Novellen sind nicht bloß gut erzählt, sie sind auch meist tief durchdacht, mag auch manchmal die etwas abgeriffene Form des Stils diesen Eindruck abschwächen. Daneben begegnen uns dann Novellen, in denen übernatürliche Zusammenhänge, wenn auch nicht erklärt — das wäre heute noch nicht möglich, — so doch bis in ihre feinsten Einzelheiten bloßgelegt werden. Unter ihnen finden sich Geschichten von einem düsteren Zauber, von einem schmerzlichen Reiz; sie ziehen uns seltsam an, sehen wie Märchen aus und scheinen doch wirklich zu sein, d. h. ganz einfache realistische Berichte von merkwürdigen seelischen und äußeren Geschehnissen. Doch sind sie nicht eigentlich gruselig und blutrünstig; ein feiner Geschmack waltet in und über ihnen; Federn spricht zu uns mit der angenehmen Geste eines Pflauderers, der viel geschaut hat und nun das Geschaute verständnisvollen Leuten von Geschmack und Lebenskenntnis vorträgt, wobei übrigens festzuhalten ist, daß Lebenskenntnis soviel bedeutet, als: das Leben so zu kennen, daß man von dem Nichtkennen des Lebens, von dem großen Ignoramus vollkommen überzeugt ist. Dem Erscheinen der nächsten Bände der Novellen (richtiger: Geschichten) Karl Federns sehen wir mit Interesse entgegen.

Den Absonderlichkeiten und Ungereimtheiten des Lebens spürt auch der als Lyriker geschätzte Hans Müller in seinen Novellen „Träume und Schäume“ nach (Verlag Egon Fleischel u. Co., Berlin). Sie zu lesen ist ein hoher Genuß. Hans Müller erzählt mit derselben Geschlossenheit eines hochkultivierten Stils, wie die genannten Schriftsteller. Aber er ist weicher in seiner Stimmung, gelegentlich etwas sentimental à la Paul Heyse, dafür aber auch reicher in den Farben seiner Palette: vom Gefühlvollen bis zum Verdrossenen, vom Tragischen bis zum Schalkhaften reicht ihre Skala. Und stets spricht aus ihm ein feiner Seelenkennner, vor allem der Frauenseele. Eine ganz prachtvolle Erzählung im orientalischen Märchenstil ist die „Geschichte von Rechts und Links“, die Hans Müller als Humoristen ersten Ranges zeigt.

G. A. M. e. n. d.

E. R. u. f.

